

1 EINFÜHRUNG

Vom sprachsoziologischen Standpunkt bilden die sekundären Merkmale keine Verkehrshindernisse; dagegen müssen die primären Unterschiede vielfach das gegenseitige Verständnis erschweren. (SCHIRMUNSKI 1930, 184)

Seit über einem Jahrhundert beschäftigt sich die Sprachwissenschaft mit der Frage, aus welchen Gründen und auf welche Art und Weise sich Sprache verändert. Von zentraler Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die dem Sprachwandel zugrundeliegende Einheit. Sind es Phoneme, die sich wandeln, oder doch eher einzelne Lexeme? Hinter dieser bereits im 19. Jahrhundert aufgestellten Dichotomie stehen zwei konträre Konzepte des Sprachwandels. Dem von den Junggrammatikern angenommenen ausnahmslosen Lautwandel steht die Annahme einer lexemweisen Anpassung an prestigereiche Personen oder Varietäten gegenüber. Während Lautwandel im junggrammatischen Sinne unbewusst und phonetisch graduell abläuft, handelt es sich bei dem Gegentyp um eine bewusste phonetisch sprunghafte Anpassung. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde dieses Gegenkonzept von unterschiedlichen sprachwissenschaftlichen Schulen unter den Bezeichnungen Lautersatz und lexikalische Diffusion weiterentwickelt (Kapitel 2).

Das in diesem Kontext wichtigste Ergebnis neuerer Untersuchungen ist, dass Lautwandel und Lautersatz bzw. lexikalische Diffusion gleichzeitig in aktuellem Sprachmaterial empirisch nachweisbar sind, wie es Analysen im Rahmen groß angelegter Sprachatlanten zeigen. Während allerdings LABOV in seinem „Atlas of North American English“ überwiegend Lautwandelerscheinungen belegen kann, ist dies in den diachronen Analysen auf Basis WENKERS „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ nicht möglich. Anscheinend ist der Zeitraum, für den empirische Daten vorliegen, zu kurz, um Lautwandel in den deutschen Dialekten nachvollziehen zu können. Stattdessen finden sich im Material einerseits lexemweise Veränderungen sowie andererseits Stabilität aller einem Phonem zugehöriger Lexeme. Aus diesem Grund wird in Anlehnung an SCHMIDT (2015, 246–247) für die vorliegende Arbeit davon ausgegangen, dass die diachrone Stabilität eines Phonems dem Typ Lautwandel entspricht und es sich hierbei um einen Abschnitt eines sich sehr langsam vollziehenden Lautwandels handelt.

Durch die parallele Existenz von Lautwandel und Lautersatz bzw. lexikalischer Diffusion stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen die Wandeltypen jeweils eintreten. SCHMIDT / HERRGEN (2011) schlagen als prozessauslösenden Faktor die unterschiedlichen interaktiv-sprachkognitiven Konstellationen vor. Gemeint sind sprachkognitiv relevante Konstellationen, wie beispielsweise kollidierende Phonemsysteme und ihre sprachdynamische Wirkung unter dem Aspekt der fortschreitenden Regionalisierung. In der überregionalen bzw. interdialektalen Kommunikation auftretende Phonemkollisionen (= dialektale Strukturdifferenzen)

werden als Auslöser für Verstehensprobleme gewertet, die im Sinne der Sprachdynamiktheorie zu Kompetenzmodifikationen und damit einhergehend zu Phonemwandel führen (= Lautersatz). Fehlen solche Phonemkollisionen in der überregionalen Kommunikation, bilden die phonetisch abweichenden Varianten Allophone, die problemlos verstanden werden. Im Sinne der Sprachdynamiktheorie fehlt somit der Auslöser für Kompetenzmodifikationen, sodass die Kompetenz der Sprecher stabilisiert wird und kein Phonemwandel entsteht (= stabile Allophonie) (Kapitel 3.1, 5.3.2). Der von SCHMIDT / HERRGEN (2011) angenommene Einfluss der überregionalen Verstehbarkeit dialektaler Varianten auf die Sprachkompetenz wurde bereits von SCHIRMUNSKI (1930) im Rahmen der Diskussion um das Abbaupotential dialektaler Varianten genannt (Kapitel 3.2). Demnach unterliegen primäre (auffällige) Merkmale Wortverdrängungsprozessen (= Lautersatz) und erschweren das gegenseitige Verständnis, während sekundäre Merkmale nicht abgebaut werden und grundsätzlich verständlich sind.

Wie diese knappe thematische Hinführung zeigt, werden bis heute aus unterschiedlichen Forschungsrichtungen, wie z. B. der Sprachwandel- und Sprachdynamikforschung sowie der Wahrnehmungsdialektologie, Einflussfaktoren auf den Wandel und die Stabilität dialektaler Phoneme diskutiert. Die vorliegende Arbeit leistet einen Beitrag zu dieser Diskussion, indem sie erstmals den Faktor der interdialektalen Verstehbarkeit neurolinguistisch untersucht und in die Diskussion um Lautwandel und Lautersatz einbettet. Ziel der Arbeit ist es, die Annahmen der Sprachdynamiktheorie dahingehend zu überprüfen, ob dialektale Phonemkollisionen in der interdialektalen Kommunikation tatsächlich zu Verständnisproblemen, wie Missverständnissen oder Nichtverstehen, führen. Zudem ist von Interesse, ob abweichende phonetische Varianten wirklich problemlos verstanden werden. In diesem Sinne wird der Einfluss der sprachkognitiven Konstellation auf das Sprachverstehen überprüft. Darüber hinaus ist es Ziel der Arbeit, den Faktor der interdialektalen bzw. überregionalen Verständlichkeit für jeweils ein Phänomen des Lautersatzes und der Stabilität zu untersuchen. Hierdurch wird zusätzlich ein Beitrag zur Diskussion um die Charakteristika der beiden Typen lautlicher Veränderungen geleistet.

Die Untersuchung der interdialektalen Verstehbarkeit stellt ein Desiderat der Regionalsprachenforschung dar. Zwar konnte bereits gezeigt werden, dass das Satzverstehen mit zunehmender Dialektalität abnimmt, jedoch liegen bisher keine Ergebnisse vor, die sich auf einzelne Phoneme beziehen lassen. Allerdings sind in der Wahrnehmungsdialektologie einzelne Merkmale auf ihre Auffälligkeit hin untersucht und in Zusammenhang mit ihrem Abbaupotential gebracht worden. Hierbei werden die regionalen Varianten jedoch zumeist in standardsprachliche Sätze eingebettet, um die Bewertungsdaten eindeutig auf das interessierende Phänomen beziehen zu können. Was für den Abbau regionaler Varianten allerdings relevant ist, ist nicht nur die Auffälligkeit der Merkmale (Salienz), sondern auch ihre subjektive Relevanz (Pertinenz). Sprecher bauen beispielsweise solche Merkmale ab, die interaktional inakzeptabel und situativ auffällig sind. Hierbei ist anzunehmen, dass Sprecher möglicherweise über verschiedene situativ abhängige Normhorizonte verfügen. Beispielsweise ist davon auszugehen, dass in formellen

Kontexten als inakzeptabel beurteilte regionale Varianten durchaus in informellen Sprechsituationen als situativ adäquat bewertet werden können. Somit verfügen Sprecher in informellen Situationen über ein gewisses Maß an Normtoleranz, sodass regionale Varianten als angemessen bewertet werden (Kapitel 3.2). Die Untersuchung der interaktionalen Akzeptabilität regionaler Varianten sowie der Normtoleranz in informellen Situationen stellt sich als weiteres Desiderat der Regionalsprachenforschung dar. Die vorliegende Arbeit leistet einen Beitrag zu diesem Aspekt, indem die Bewertung und Verarbeitung verschiedener dialektaler Phoneme im Satzkontext neurolinguistisch untersucht werden. Durch die Konfrontation der Dialektsprecher mit vollständigen dialektalen Sätzen wird ein informeller situativer Rahmen konstruiert, sodass die Hörer ihre Bewertung vor dem Hintergrund ihrer Dialektkompetenz abgeben. Somit gibt die Methode Einblick in die Bewertung und Verarbeitung regionaler Variation in einem regionalsprachlichen Setting.

Um die dialektale Verstehbarkeit und die interaktionale Akzeptabilität regionaler Phoneme zu untersuchen, wurde die Methode der Elektroenzephalographie (EEG) gewählt. Der Vorteil des EEG im Vergleich zu anderen neurolinguistischen Methoden ist die hohe zeitliche Auflösung im Millisekundenbereich, sodass exakte zeitliche Abläufe während der Sprachverarbeitung untersucht werden können. EEG-Untersuchungen versprechen insofern einen Mehrwert im Vergleich zu traditionellen Untersuchungsmethoden, als sich die bewusste Bewertung von sprachlichen Stimuli von ihrer Verarbeitung unterscheiden kann. Somit liefert die Methode einen Einblick in die Verarbeitung regionaler Varianten, wie er durch andere Experimente nicht gewonnen werden kann.

Für die EEG-Untersuchungen wurde jeweils ein Phänomen herausgegriffen, für das diachrone Analysen einen lexemweisen Wandel bzw. Stabilität belegen. Hierbei handelt es sich um die dialektalen Entsprechungen von mhd. \hat{o} , die in den deutschen Dialektträumen unterschiedliche Entwicklungstendenzen zeigen. Während im bairisch-alemannischen Übergangsbereich ein lexikalisch gradueller Wandel des $/\hat{o}a/$ -Diphthongs zu $/\hat{o}u/$ bzw. $/o:/$ nachweisbar ist, kann im östlichen Teil des Rheinfränkischen ein diachron relativ konstantes Auftreten des $/\hat{o}u/$ -Diphthongs belegt werden. Die beiden Phänomene werden jeweils detailliert diachron analysiert, wobei die vorhandenen Orts- und Landschaftsgrammatiken, Sprachatlanten sowie Tonaufnahmen ausgewertet werden (Kapitel 5.1, 5.2).

Zur Untersuchung der überregionalen Verstehbarkeit der dialektalen Diphthonge wurde ein völlig neues EEG-Design entwickelt, in dem durch die Präsentation dialektaler Sätze überregionale Kommunikation simuliert wurde. Hierbei wurden Hörer aus dem Mittelbairischen bzw. aus dem rheinfränkischen Monophthonggebiet mit Lexemen konfrontiert, die das bairisch-alemannische $/\hat{o}a/$ (Bayernexperiment) bzw. das rheinfränkische $/\hat{o}u/$ (Odenwaldexperiment) beinhalten. Die Entwicklung des Designs wurde dadurch erschwert, dass die dialektologische Fragestellung nicht mithilfe eines klassischen N400-Designs untersucht werden konnte. Bisher wurden regionale Varianten nur unter anderen Fragestellungen, wie beispielsweise der Diskriminierbarkeit, betrachtet. Die meisten bisher durchgeführten EEG-Studien untersuchen dialektale Kontraste mithilfe der *Mismatch*

Negativity (MMN) (Kapitel 6). Für das aktuelle Design wurde ein *Oddball*-Paradigma mit ganzen Sätzen und einer semantischen Bewertungsaufgabe entwickelt. Die Herleitung des Designs sowie die weitere Experimentvorbereitung und -durchführung werden in Kapitel 7.1 beschrieben. An dieser Stelle ist anzumerken, dass bei der Zusammenführung zweier Disziplinen, wie der Variations- und Neurolinguistik, verschiedene Schwierigkeiten auftreten. Diese betreffen neben den jeweiligen Anforderungen der Methode und des Forschungsgegenstands zudem die Terminologie. Der Terminus „Standard“ bezieht sich im Rahmen neurolinguistischer *Oddball*-Experimente auf eine häufig präsentierte Variante, der der *Deviant*, d. h. eine infrequent eingestreute Variante, entgegensteht. In diesem Sinne wird der Begriff auch in der vorliegenden Arbeit verwendet. Auf die Varietät wird hingegen immer als Standardsprache referiert. Diese begriffliche Differenzierung ist an dieser Stelle unproblematisch, da die Standardsprache für diese Arbeit nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Die im Rahmen der vorliegenden Arbeit durchgeführten EEG-Untersuchungen stellen den ersten Versuch dar, regionale Variation mithilfe eines direkt auf die Erfordernisse der deutschen Dialektologie angepassten Designs zu untersuchen. Mithilfe der Experimente sollen folgende Fragen beantwortet werden:

1. Lassen sich die von der Sprachdynamiktheorie postulierten interdialektalen Verstehensprobleme (Missverständnisse, Nichtverstehen) für die bairisch-alemannischen /*oa*/-Varianten im EEG nachweisen? Führt die Verwendung der /*oa*/-Varianten zu erhöhten neuronalen Kosten bei mittelbairischen Hörern? Durch welche neuronalen Effekte wird die Verarbeitung der /*oa*/-Varianten reflektiert?
2. Werden die rheinfränkischen /*ou*/-Varianten von den angrenzenden Monophthongsprechern problemlos verstanden? Führt die überregionale Verwendung des /*ou*/-Diphthongs zu vergleichsweise reduzierten Verarbeitungskosten während des Satzverstehens?

Die Ergebnisse werden zunächst neurolinguistisch interpretiert (Kapitel 7.2, 7.3) und anschließend in Kapitel 7.4 in Hinblick auf die Frage diskutiert, wie Varietätenkontakt die Verarbeitung und den Wandel dialektaler Sprache beeinflusst. Hierbei werden die Ergebnisse einerseits in Zusammenhang mit den Annahmen der Sprachdynamiktheorie gebracht. Andererseits erfordert die neurolinguistische Untersuchung dialektaler Sprache die Auseinandersetzung mit einem kognitiv und neurobiologisch plausiblen Modell der Sprachproduktion und -perzeption. Hierzu wird in Kapitel 4 das Modell nach PICKERING / GARROD (2013) vorgestellt, welches Interaktionen als ein Ineinandergreifen von Sprachproduktions- und Sprachperzeptionsprozessen versteht und die Sprecher/Hörer-Relation mithilfe von Vorwärtsmodellen moduliert. Da Vorwärtsmodelle Perzeption und Handlung miteinander verbinden, sind sie sehr gut für integrative Modelle der Sprecher/Hörer-Relation geeignet. Sie wurden zunächst im Rahmen der Motor- und Handlungskontrolle angenommen (Kapitel 4.1) und anschließend auf soziale Interaktionen übertragen (Kapitel 4.2). Die Ergebnisse der für diese Arbeit durchgeführten EEG-Untersuchungen werden ebenfalls im Rahmen des Modells nach PICKERING / GARROD (2013) diskutiert (Kapitel 7.4). Zudem werden weitere Erklä-

rungsansätze für den Einfluss von Varietätenkontakt auf das Sprachverstehen herangezogen.

Die EEG-Experimente leisten somit einen Beitrag zu verschiedenen Fragestellungen: Sie liefern Ergebnisse zu den im Rahmen der Sprachdynamiktheorie angenommenen überregionalen Verstehensschwierigkeiten, einen Beitrag zu den Charakteristika von Lautwandel und Lautersatz sowie zur interaktionalen Akzeptabilität von regionalen Varianten. Somit erweist sich die EEG-Methode als eine sinnvolle Ergänzung, um Fragen der rezenten Regionalsprachenforschung zu untersuchen.

2 LAUTWANDEL IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT: EINE ALTE DISKUSSION

Spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts wird die Einheit von Sprachwandel kontrovers diskutiert. Die junggrammatische Schule, die sich in den 1870er Jahren an der Universität Leipzig vor dem Hintergrund der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft¹ herausbildete, prägte einen spezifischen Begriff des Lautwandels, dessen zentrale Eigenschaften seine Ausnahmslosigkeit, Unbewusstheit und Gradualität sind. OSTHOFF / BRUGMANN (1878, XIII, Sperrung im Original, M. L.)² beschreiben Lautwandel folgendermaßen:

Aller lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen gesetzen, d. h. die richtung der lautbewegung ist bei allen angehörigen einer sprachgenossenschaft, ausser dem fall, dass dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle wörter, in denen der der lautbewegung unterworfenen laut unter gleichen verhältnissen erscheint, werden ohne ausnahme von der änderung ergriffen.

Ausgehend von diesem Zitat beschäftigt sich das folgende Kapitel mit den Eigenschaften des Lautwandels im junggrammatischen Sinne sowie mit der Kritik an selbigen. Bereits im 19. Jahrhundert wurde die Annahme ausnahmslosen Lautwandels kontrovers diskutiert. Als Grund für lexikalische Unregelmäßigkeiten wurde einerseits die Wortfrequenz gesehen, da hochfrequente Lexeme häufig schneller gewandelt werden als niederfrequente. Andererseits wurde die Debatte von der Überlegung geprägt, dass sich Sprecher bewusst an prestigereiche Varietäten anpassen.

Eine extreme Gegenposition zu den Junggrammatikern nahm insbesondere die sich Ende des 19. Jahrhunderts konstituierende Dialektgeographie ein. Mithil-

- 1 Ziel der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft war es, die Entwicklung der heutigen Einzelsprachen seit den ältesten Überlieferungen nachzuvollziehen, Sprachverwandtschaften festzustellen sowie eine mögliche Ursprache zu rekonstruieren (vgl. NEU 1974, 314). Als wegweisende Arbeiten dieser Zeit sind SCHLEGEL (1808), BOPP (1816), RASK (1818) und GRIMM (1819–1837) zu nennen (vgl. für einen Überblick über die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft beispielsweise GIPPER / SCHMITTER 1985 und GARDT 1999).
- 2 OSTHOFF / BRUGMANN (1878) liefern nicht die einzige Modellierung von junggrammatischem Lautwandel im 19. Jahrhundert. Das Verständnis der Lautgesetze wurde bereits von PAUL (1995) und DELBRÜCK (1880) revidiert, sodass es sich bei den Lautgesetzen spätestens seit 1880 in erster Linie um ein methodisches Postulat, d. h. um „empirische Gesetze“ (SCHUCHARDT 1885, 33) handelt, die bis heute ihre Berechtigung haben. An dieser Stelle werden die genauen Forschungslinien nicht weiter nachvollzogen (vgl. für eine Übersicht beispielsweise EINHAUSER 1989, EINHAUSER 2001, MURRAY 2010, PUTSCHKE 1969, PUTSCHKE 1998 und SCHNEIDER 1973).

fe des „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ (Wenker-Atlas (WA))³ konnte anhand empirischer Daten untersucht werden, ob Individuen ein Phonem tatsächlich in allen Lexemen gleich realisieren und wie sich die jeweiligen Varianten im Raum, d. h. auf der Ebene der Sprachgemeinschaften, verhalten. Insgesamt konnte gezeigt werden, dass die Isoglossen der einem historischen Phonem zugeordneten Lexeme oftmals nicht koinzidieren und somit entgegen der Annahmen der Junggrammatiker Wörter, die unter ein Lautgesetz fallen, eine unterschiedliche räumliche Ausdehnung aufweisen. In der Folge gingen die Anhänger der frühen Dialektgeographie davon aus, dass jedes Wort seine eigene Geschichte habe und setzte die dialektale Variation in den Mittelpunkt der Forschung.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurden zwei Termini als Gegenkonzept zum Lautwandel geprägt: der Lautersatz und die lexikalische Diffusion. Somit wurden die bereits im 19. Jahrhundert diskutierten Kritikpunkte in zwei Begriffe zusammengefasst, die sich inhaltlich leicht unterscheiden. Der im Rahmen der Wiener dialektologischen Schule entstandene Begriff des Lautersatzes meint die Umorganisation bereits vorhandenen Lautmaterials und somit eine Veränderung der lexikalischen Distribution von Lauten. Er vollzieht sich sprunghaft und unregelmäßig, da es sich um die potentiell bewusste Umsetzung vorhandener Lauteinheiten mit Wortbindung handelt (vgl. SEIDELMANN 1992, 115–116). Die lexikalische Diffusion hingegen beschreiben WANG / CHENG (1977, 150) folgendermaßen:

A closer look at changes in progress [...] lead[s] us to conclude that most (not necessarily all) types of phonological change are phonetically abrupt but lexically gradual. [...] [W]e hold that words change their pronunciations by discrete, perceptible increments (i. e. phonetically abrupt), but severally at a time (i. e. lexically gradual) rather than always in a homogeneous block.

Es handelt sich also im Gegensatz zum Lautersatz nicht um eine Verschiebung der Phonem/Lexem-Zuordnung, sondern um eine qualitative Veränderung der Laute. Gemeinsam ist den beiden Konzepten allerdings, dass es sich um (potentiell) bewusste, phonetisch sprunghafte und lexikalisch unregelmäßige lautliche Veränderungen handelt, die im Gegensatz zum Lautwandel auch extern, z. B. durch Varietätenkontakt, motiviert sein können. In den folgenden Unterkapiteln werden die Eigenschaften von Lautwandel, Lautersatz und lexikalischer Diffusion genauer in den Blick genommen.

3 Der „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ wurde von GEORG WENKER initiiert, der die deutsche Dialektgeographie begründet (vgl. für eine Übersicht über die Marburger Schule beispielsweise KNOOP / PUTSCHKE / WIEGAND 1989 und KRATZ 1970).

2.1 AUSNAHMSLOSIGKEIT VON LAUTWANDEL

Die erste zentrale Annahme der junggrammatischen Schule ist die der Ausnahmslosigkeit, der zufolge, wie oben bereits angedeutet, „alle wörter, in denen der der lautbewegung unterworfenen laut unter gleichen verhältnissen erscheint, [...] ohne ausnahme von der änderung ergriffen“ (OSTHOFF / BRUGMANN 1878, XIII) werden. Das bedeutet, dass phonologischer Wandel im Sinne der Junggrammatiker jeweils alle Lexeme betrifft, die das jeweilige Phonem innerhalb einer bestimmten Lautumgebung aufweisen. Grund für die Annahme von ausnahmslosen Lautgesetzen ist, dass im 19. Jahrhundert überraschende Erklärungen für einige bisher ungeklärte Ausnahmen von Lautgesetzen gefunden wurden, wie beispielsweise das Vernersche Gesetz. Somit ist die junggrammatische Doktrin der Ausnahmslosigkeit von Lautgesetzen als eine Absolutsetzung früherer Bestrebungen zu sehen, durch lautliche Entsprechungen Verwandtschaftsverhältnisse indoeuropäischer Sprachen aufzuzeigen (vgl. PUTSCHKE 1969, 21).

Den Junggrammatikern zufolge ist Lautwandel rein phonologisch determiniert und somit unabhängig von morphologischen, syntaktischen und semantischen Funktionen des Wortes, in dem der Laut auftritt. Diese fehlende Berücksichtigung des semantischen Einflusses auf den Lautwandel wurde stark kritisiert. Beispielsweise beanstandet SCHUCHARDT (1885, 23, Sperrung im Original, M. L.), dass die Junggrammatiker die „unmittelbar gegebene Verschiedenheit der Wörter“ und somit die Gebrauchsfrequenz nicht einbeziehen, die ihm zufolge von besonderer Wichtigkeit für den Lautwandel ist. Sprachliche Änderungen korrelieren mit der Zahl ihrer Wiederholungen durch die Sprecher, sodass häufig verwendete Wörter schneller vom Lautwandel erfasst werden und so Ausnahmen von den Lautgesetzen durch die Gebrauchsfrequenz erklärt werden können (vgl. SCHUCHARDT 1885, 25).

Die Ausnahmslosigkeit von Lautwandel erklärt PAUL (1995, 69)⁴ auf individueller Ebene durch die bei allen zugehörigen Lexemen gleichzeitig durchgeführte allmähliche und nichtwahrnehmbare Verschiebung des Bewegungsgefühls⁵ eines Lauts. Kritisiert werden kann an dieser Annahme nach JESPERSEN (1887), dass die Aussprache für jedes Wort separat erworben werden muss, da die Aussprache eines Wortes „die nach außen gekehrte Seite des Worts im Gegensatz zu der innern der Bedeutung“ (JESPERSEN 1887, 206) ist. Zudem hat die Koartikulation einen Einfluss auf die Laute, sodass das Bewegungsgefühl nicht für alle Lautumgebungen gleich sein kann.

Ein Aspekt, den weder OSTHOFF / BRUGMANN (1878) noch PAUL (1995) explizit diskutieren, ist die zeitliche Komponente, in der sich sprachliche Veränderungen in der Sprachgemeinschaft vollziehen. Wird Lautwandel von allen Mit-

4 Bis 1920 erschienen fünf Auflagen, in denen PAUL in unterschiedlichem Maße Veränderungen vornahm. Im Weiteren wird nach der neusten Version PAUL (1995) zitiert.

5 Das Bewegungsgefühl beschreibt nach PAUL (1995, 49) die Empfindungen, die die Bewegungen der Sprechorgane während der Artikulation begleiten.

gliedern einer Sprachgemeinschaft gleichzeitig in allen betreffenden Wörtern (lexikalisch abrupt) durchgeführt oder vollzieht sich die Veränderung nach und nach (lexikalisch graduell)? Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass die Annahme ausnahmslos wirkender Lautgesetze lexikalische Gradualität ausschließt, da diese zeitweise Ausnahmen implizieren würde (vgl. HAAS 1998, 837). Auch wenn PAUL (1995) lexikalisch abrupten Lautwandel auf individueller Ebene erklären kann, so schließt PAULS (1995, 63, Sperrung im Original, M. L.) Annahme, dass „die Hauptveranlassung zum Lautwandel in der Übertragung der Laute auf neue Individuen liegt“, „von vornherein die Möglichkeit aus, daß ein Lautwandel sich bei allen Sprechern gleichartig und gleichzeitig vollzieht“ (SCHNEIDER 1973, 40). Über die Regelmäßigkeit eines Lautwandels kann somit erst nach seinem Abschluss entschieden werden, sodass ein Lautgesetz „lediglich eine nachträgliche Fixierung sprachlicher Bewegungsvorgänge“ (PUTSCHKE 1969, 33) darstellt, ohne den genauen Prozess in Raum und Zeit erfassen zu können.

Die Annahme ausnahmslosen Lautwandels wird zudem in besonderem Maße durch die Dialektgeographie kritisiert, die anhand des „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ zeigen konnte, dass die einem Phonem zugehörigen Lexeme oftmals eine unterschiedliche räumliche Ausdehnung aufweisen. Die

Identität der entsprechenden Wortgrenzen war wohl hier und da, keineswegs aber überall vorhanden. Vielmehr zeigten die Einzellinien bald kleinere, bald größere Abweichungen, so daß statt der erwarteten Grenzlinien zumeist nur Grenzzonen sich ergaben, die mitunter eine recht bedenkliche Breite aufwiesen. (WREDE 1919, 9)

Das bekannteste Beispiel für divergierende Grenzlinien sind die Isoglossen, die die im Rahmen der zweiten Lautverschiebung verschobenen hochdeutschen Varianten von den niederdeutschen unverschobenen Konsonanten abgrenzen. Geht man von ausnahmslosem Lautwandel aus, müsste „die Sprache oder Mundart, welche z. B. einstiges *water* zu hochdeutschem *wasser* verschoben ha[t], dieselbe Lautverschiebung auch in *besser*, *beißen*, *füße* usw. aufweise[n]“ (WREDE 1919, 8, Kursivierung im Original, M. L.) und dabei die gleichen geographischen Grenzen aufweisen. Allerdings fallen die Isoglossen der einzelnen Lexeme im Westmitteldeutschen nicht zusammen, sondern bilden den sogenannten Rheinischen Fächer, in dem eine schrittweise Abstufung der von dem Lautwandel betroffenen Wörter zu erkennen ist (vgl. BYNON 1981, 166–171). Für die Durchführung der zweiten Lautverschiebung ist dementsprechend weniger eine gleichzeitige phonetisch graduelle Verschiebung verantwortlich als „eine schrittweise verlaufende *Ausbreitung über das Lexikon*, so daß ein bestimmtes lexikalisches Element zu jedem beliebigen Zeitpunkt entweder noch die alte oder bereits die neue Aussprache besitzt“ (BYNON 1981, 170, Kursivierung im Original, M. L.). Insgesamt ist also die Annahme ausnahmslosen Lautwandels mit der Realität der räumlichen und zeitlichen Variation nicht vereinbar (vgl. GARDT 1999, 287).

Auch im 20. Jahrhundert wurde die Ausnahmslosigkeit von Lautwandel weiter diskutiert. Nach WANG / CHENG (1977, 150) verbreiten sich sprachliche Änderungen nach den Prinzipien der lexikalischen Diffusion ausgehend von einzelnen Lexemen nach und nach durch das (gesamte) Lexikon (Wort-für-Wort Wandel).

Von besonderer Wichtigkeit ist, dass im Rahmen der lexikalischen Diffusion für jeden synchronischen Status Heterogenität angenommen wird, die durch den unterschiedlichen Wandelfortschritt der einzelnen Lexeme entsteht. Hierbei ist es möglich, dass Wörter vom Wandel nicht betroffen werden und mit der ursprünglichen Lautung als Ausnahmen übrig bleiben (vgl. WANG / CHENG 1977, 153). Die Autoren exemplifizieren ihre Theorie am Dialekt von Chao-zhou und resümieren: „The evidence presented leads us to the conclusion that the case of lexical diffusion [...] must be regarded as an independent system-internal development” (CHENG / WANG 1977, 98). In einer Weiterentwicklung ihres Modells erkennen WANG / LIEN (1993, 354) allerdings auch systemexterne Auslöser, wie Varietätenkontakt, für die lexikalische Diffusion an.

Als Grund für lexikalische Unregelmäßigkeiten im Wandelprozess wird wie bereits im 19. Jahrhundert die Frequenz als Erklärungsfaktor herangezogen, d. h. frequente Wörter wandeln sich schneller als infrequente Wörter (vgl. WANG / LIEN 1993, 352). Dies lässt sich an unterschiedlichen Phänomenen, wie beispielsweise der Hebung und Rundung von /a/ vor Nasalen im Altenglischen (vgl. PHILLIPS 1980), Vokalreduktionen im Englischen (vgl. FIDELHOLZ 1975) und der Schwatiltung im Englischen (vgl. HOOPER 1976) nachvollziehen. Dennoch wird die Frequenz als definitorisches Charakteristikum der lexikalischen Diffusion kontrovers diskutiert. Beispielsweise untersucht BYBEE (2002) graduelle, phonetisch bedingte Lautwandelphänomene auf Einflüsse der Frequenz. Sie kann u. a. zeigen, dass die Tilgung von finalem /t/, /d/ im amerikanischen Englisch sowie die Tilgung von intervokalischem /d/, /ð/ in spanischen Dialekten in hochfrequenten Lexemen häufiger auftreten als in niederfrequenten und somit auch potentiell regelmäßiger Lautwandel feine Abstufungen in Abhängigkeit von der Frequenz zeigt (vgl. BYBEE 2002, 61–64). Diese gleichermaßen phonetisch und lexikalisch graduellen Lautveränderungen setzt BYBEE (2002, 68–70) in Bezug zur Exemplartheorie, in der die kognitive Repräsentation eines Wortes durch ein Set von Exemplaren zusammengestellt ist, mit denen das Individuum konkret in Kontakt gekommen ist. Die Repräsentation und damit einhergehend die phonetische Variationsbreite eines Wortes sind ständigem Wandel unterworfen, da in der Kommunikation ständig neue Aussprachevarianten erlebt werden. Auf diese Weise kann ein phonetisch gradueller Lautwandel verschiedene Lexeme in unterschiedlichem Maße betreffen. Somit ist der Einfluss der Frequenz nicht nur für die lexikalische Diffusion nachweisbar, sondern bis zu einem gewissen Grad auch für regelmäßigen Lautwandel. In diesem Zusammenhang untersucht DE OLIVEIRA (1991) die Hebung von [e] > [i] und [o] > [u] in Dialekten des brasilianischen Portugiesischen und zeigt, dass bestimmte Lautumgebungen die Hebung begünstigen, während andere sie erschweren, wobei in beiden Fällen Ausnahmen zu konstatieren sind. DE OLIVEIRA (1991, 100–101) kommt insgesamt zu dem Ergebnis, dass es sich bei der Hebung um lexikalische Diffusion handeln muss und nimmt ihr zugunsten eine radikale Position ein:

I will say that *all* sound changes are lexically implemented, that is, there are *no* neogrammarian sound changes (although we can have neogrammarian long-term end results). [...] If the neogrammarians had no control of the transition from X to Y in a change of the form

X→Y/Z, how can one guarantee that this change was not lexically implemented? All we have is the end result, and even if it is completely regular, that does not prove that the process was not lexically implemented in its earlier stages. (DE OLIVEIRA 1991, 103, Kursivierung im Original, M. L.)

Insgesamt zeigt sich, dass die Einflussfaktoren auf die Regelmäßigkeit von Lautwandel seit dem 19. Jahrhundert bis heute diskutiert werden. Nimmt man von dem naturgesetzlichen und mechanischen Erklärungsansatz der Junggrammatiker Abstand, so ist die Annahme ausnahmslosen Lautwandels als methodisches Postulat bis heute anerkannt (vgl. EINHAUSER 2001, 1344). In der rezenten Diskussion wird die Ausnahmslosigkeit zudem eher als ein Reizwort verstanden, „mit dem die Junggrammatiker ihren Exaktheitsanspruch signalisiert hatten“ (SCHMIDT 2010a, 173).

2.2 UNBEWUSSTHEIT UND GRADUALITÄT VON LAUTWANDEL

Die zweite zentrale Annahme der Junggrammatiker ist, dass Lautwandel unbewusst abläuft. An dieser Stelle greift ein weiterer Abschnitt des oben genannten Zitats von OSTHOFF / BRUGMANN (1878, XIII), in dem das Charakteristikum der Ausnahmslosigkeit auf denjenigen Lautwandel bezogen wird, der „mechanisch vor sich geht“. Nach PUTSCHKE (1969, 34–35) gibt es zwei unterschiedliche Bedeutungen von „mechanisch“, die in diesem Zusammenhang relevant sind. Erstens bezieht sich der Terminus auf den kausalen Zusammenhang von Ursache und Wirkung bei lautlichen Veränderungen, zweitens beschreibt er die unbewusste Veränderung beliebiger Laute durch das einzelne Individuum sowie ganze Sprechergruppen. Als Ursache wurde das Individuum selbst angesehen, „das unbewußt und doch kausal eine willkürliche Auswahl aus dem Lautbestand traf und diesen wiederum unbewußt in eine bestimmte Richtung veränderte“ (PUTSCHKE 1969, 35). Wie bereits in Kapitel 2.1 angedeutet, verstehen die Junggrammatiker Lautwandel als Resultat einer grundsätzlichen Veränderung der Art zu sprechen, die dann alle Laute gleichermaßen betrifft. Diese Einbeziehung des Individuums als sprachwandelauslösenden Faktor stand in gewisser Weise im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert. Nach SCHLEICHER ([1863] 1977, 88) wurden Sprachen als Naturorganismen verstanden, „die, ohne vom Willen des Menschen bestimmbar zu sein, entstuden, nach bestimmten Gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben.“ Kernpunkt dieser Ansicht ist, dass sich die Entwicklung der Sprache dem Willen des Menschen entzieht. Das Verständnis von Sprache als Naturorganismus und die Annahme von ausnahmslos wirkenden Lautgesetzen impliziert eine rein physiologische Erklärung von Lautwandel, d. h. unbewusste Veränderungen in der Verwendung der Sprechorgane (vgl. GARDT 1999, 284–285). Die Junggrammatiker lehnten SCHLEICHERS Organismustheorie ab, da für sie Sprache „kein ding ist, das ausser und über den menschen steht und ein leben für sich führt, sondern nur im individuum ihre wahre existenz hat“, sodass „alle veränderungen im sprachleben nur von den sprechenden inividuen ausgehen können“

(OSTHOFF / BRUGMANN 1878, XII). Dennoch wurde die Organismusauffassung nicht überwunden, da der Mensch nur insofern einbezogen wurde, „als er die Sprache durch ‚seine Sprechwerkzeuge passieren‘ lassen kann“ (SCHNEIDER 1973, 22). Zwar ist der sprechende Mensch Ursache für sprachliche Veränderungen, allerdings verändert er seine Sprache unbewusst, da

[j]ede lautliche neigung, welche in einer sprache aufkommt, [...] blind [wirkt], d. h. so, dass jedes bewusstsein von einer fortentwicklung und umgestaltung des überkommenen sprachstoffs den sprechenden zu der zeit, wo sie die fortentwicklung vollziehen, völlig abgeht (BRUGMANN 1879, 4, Sperrung im Original, M. L.).

Da die Junggrammatiker dem Menschen jegliche willentliche Einflussnahme absprechen, ist Lautwandel im Sinne von OSTHOFF / BRUGMANN (1878) als psychologisch-mechanischer Prozess zu verstehen (vgl. SCHNEIDER 1973, 23–24).

Die dritte wichtige Annahme, die mit dem Charakteristikum der Unbewusstheit zusammenhängt, ist, dass sich Lautwandel graduell vollzieht. Dies liegt darin begründet, dass es zwischen verschiedenen Lauten allmähliche, d. h. graduelle, Übergänge gibt. Beispielsweise liegt zwischen zwei Vokalen „eine unbegrenzte Zahl möglicher Stufen des Vokalklanges“ (PAUL 1995, 53), weil es eine unendliche Menge von Abstufungen in den Bewegungen der Sprechorgane gibt. PAUL (1995, 54–55) verwendet das Bild eines Schützen, der sein Ziel verfehlen würde, wenn es nur aus einem einzelnen Punkt ohne Ausdehnung bestünde, und es an seinem Geschoss nur einen Punkt gäbe, um das Ziel berühren zu können. In diesem Sinne ist die variable Aussprache von Lauten unausweichlich, wobei diese „wegen der engen Grenzen, in denen sie sich bewegt, unbeachtet bleibt“ (PAUL 1995, 55). Sprecher können ihre Aussprache nur in dem Maße kontrollieren, in dem sie zur Unterscheidung der Laute fähig sind. In diesem Sinne produzieren sie in Lautwandelprozessen so feine Unterschiede, dass diese nicht als Abweichung wahrgenommen werden können.

Die Rolle des Bewusstseins im Lautwandelprozess wurde sehr kontrovers diskutiert. SCHUCHARDT (1885) kritisiert die Annahme von unbewusstem Lautwandel und erkennt in der interindividuellen Übertragung des Lautwandels „keineswegs das ausschliessliche Spiel unbewusster Thätigkeit“, sondern versteht sie als „Sache der Mode, d. h. der bewussten oder doch halb bewussten Nachahmung“ (SCHUCHARDT 1885, 13–14). Sprecher passen sich aus Prestige Gründen bewusst an wichtige Persönlichkeiten oder Städter an, was unweigerlich zu lexikalischen Unregelmäßigkeiten führt. Insofern ist nach SCHUCHARDT (1885, 14–15) der Anteil des Bewusstseins am Lautwandel mit der Annahme seiner Ausnahmslosigkeit unvereinbar.

In diesem Zusammenhang beschreibt COLLITZ (1879, 321) die Übertragung eines bereits begonnenen Lautwandels auf weitere Individuen folgendermaßen:

sie [die Lautumwandlung, M. L.] gefällt denen, welchen sie aufgefallen ist, sie wird mode, sei es dass man ihr aus bequemlichkeit, aus ästhetischen rücksichten oder aus irgend einem andern grunde folgt. aber man folgt ihr nicht unbewust: man weiss dass man einem neuen brauche huldigt und man will diesem brauche huldigen.

Nachdem ein Lautwandel also im Individuum initiiert wurde, richtet sich die Aussprache der restlichen Sprachgemeinschaft „aus Gründen des Geschmacks“ an der Minderheit aus, sodass sich der Lautwandel innerhalb der (gesamten) Sprachgemeinschaft verbreitet (vgl. BEZZENBERGER 1879, 651).

An dieser Stelle wird deutlich, dass zwischen der ursprünglichen Entstehung des Lautwandels und seiner Ausbreitung unterschieden wird, wobei vor allem letztere kritisch betrachtet wird. Wichtig ist, dass Lautwandel erst nach und nach auf die Sprachgemeinschaft übertragen wird und es in diesem Prozess zu Schwankungen zwischen dem alten und dem neuen Laut kommt. Der Sprecher kann

in derselben minute in demselben satze seinem alten sprachgebrauche folgen und gleich darauf der neuen sprechweise seine worte assimilieren, oder umgekehrt erst der neuen mode sich anschliessen und sogleich in die alte gewohnheit zurückfallen. (COLLITZ 1879, 321)

Somit handelt es sich um einen dynamischeren Prozess als er bei rein physiologischen Ursachen denkbar ist. COLLITZ (1879, 321) nimmt dennoch Lautgesetze an, die sich allerdings allmählich über Generationen hinweg entwickeln und kommt zu dem Schluss, dass es nachträglich zwar so scheint als seien sie „mit einem schlage und gleichsam über nacht mechanisch und unbewusst entstanden: in wirklichkeit ha[ben sie] eine lange geschichte hinter sich“.

Die Bewusstheit im Lautwandelprozess wird auch im 20. Jahrhundert weiter diskutiert. Beispielsweise impliziert die lexikalischen Diffusion nach WANG / CHENG (1977, 150) sprachliche Veränderungen durch „discrete, perceptible increments“. Zwischen Ausgangs- und Endprodukt bestehen dementsprechend größere phonetische Abweichungen, die somit auch wahrnehmbar sind. Nur Abweichungen, die Sprechern auffallen, können überhaupt nachgeahmt werden. Dies steht im Gegensatz zu den graduellen Unterschieden in Lautwandelprozessen, die zu fein sind, um wahrgenommen zu werden.

Bei dem Konzept des Lautersatzes hingegen wird die Phonem/Lexem-Zuordnung dadurch verändert, dass „das Gefühl für die Lautreihe, für das Phonem, aus dem vagen Unterbewußtsein ins volle Bewußtsein aufsteigt, daß es wirklich bedacht wird“ (KRANZMAYER 1956, 16). Ermöglicht wird dies durch engen Varietätenkontakt, der einen Vergleich der eigenen und fremden Varianten erlaubt. Durch diesen bewussten Vorgang können Fehler entstehen, die zu Unregelmäßigkeiten im Endresultat führen, sodass häufig Restformen aus dem älteren Bestand übrig bleiben. Auslöser für Lautersatz ist der Wunsch nach sozialer Anerkennung, aber auch nach Verständlichkeit, sodass beispielsweise veraltete unverständliche und sanktionierte Varianten ersetzt werden. Hier zeichnet sich ein sehr wichtiger Unterschied zum Lautwandel ab: Lautersatz ist extern motiviert, da „ein äußerer Umstand, die Gesellschaftsordnung im Streben nach dem scheinbar Besseren“ (KRANZMAYER 1956, 17) hineinwirkt.⁶

6 SEIDELMANN (1992) setzt für Lautwandel und Lautersatz noch verschiedene Unterkategorien an, die die Dichotomie von Lautwandel und Lautersatz aufweichen. Beispielsweise geht er

Das Charakteristikum des Bewusstseins im Lautwandel wird weiterhin von SEIDELMANN (1992, 122–123) kritisch diskutiert, der eine kategorische Antwort auf eine Beteiligung des Bewusstseins ablehnt. Unter Rückbezug auf SIGMUND FREUD und dessen Unterscheidung der drei Systeme des Bewussten, des Vorbewussten und des Unbewussten kommt er zu dem Schluss, dass es sich bei Lautwandel und Lautersatz in beiden Fällen um unbewusste Mechanismen handelt. Bewusst ist nämlich nur das aktuell Bewusste, sodass „die aktuellen Bewußtseinsinhalte [...] nach Abzug der Aufmerksamkeit vorbewußt [werden] – hier verbleiben sie im Zustand der Latenz, als nicht (aktuell) bewußte, aber bewußtseinsfähige Inhalte, die jederzeit aktualisiert werden können“ (SEIDELMANN 1992, 122). Ort der Sprachkompetenz ist somit das Vorbewusste, das Potentiell-Bewusste. Der Unterschied zum Lautwandel liegt nun darin, dass Lautersatz aktuell unbewusst geschieht, aber bewusstseinsfähig ist. Lautersatz ist also durch eine aktuelle (aufhebbare) Unbewusstheit charakterisiert, während Lautwandel als rein physiologischer Vorgang unterhalb der Bewusstseinschwelle bleibt (nicht aufhebbare Unbewusstheit).

Als interessante Studie, die den Faktor der Bewusstheit im Lautwandelprozess beleuchtet, ist KUFNER (1962) zu nennen, der sich mit der Münchner Stadtmundart beschäftigt. Während das Vokalsystem altmünchenerischer (AM) Sprecher Nasalvokale umfasst, fehlen diese im jungmünchenerischen (JM) Vokalsystem. Nach KUFNER (1962, 73) kann der Zusammenfall von Oral- und Nasalvokalen als Lautwandel klassifiziert werden, der sich ausnahmslos im JM Dialekt vollzogen hat. Als Grund sieht er die geringe funktionelle Belastung der Nasalvokale. Dieser Lautwandel ist unbewusst abgelaufen, was KUFNER (1962, 73) dadurch erklärt, dass die JM Sprecher keinen Unterschied zwischen nasalen und oralen Varianten wahrnehmen. Die Daten zeigen außerdem Lautersatzphänomene,⁷ die durch den Varietätenkontakt zur Standardsprache entstanden sind. KUFNER (1962, 73) findet für den JM Dialekt in einigen Wörtern die gerundeten Vorderzungenvokale /y/ und /ø/, die im AM Vokalsystem nicht vorhanden waren. Er beschreibt diesen Prozess als wortweise Übernahme, weil die altdialektalen Varianten in bestimmten Lexemen noch vorkommen, während in anderen Lexemen bereits die neuen Varianten auftreten. Somit umfasst das JM Vokalsystem zwei Phoneme mehr als

davon aus, dass die Nachahmung prestigereicher Formen auch zu (adaptivem) Lautwandel führen kann und zwar dann, wenn kein Lautersatz möglich ist. Dieser Fall tritt ein, wenn der angestrebte prestigereichere Laut nicht Teil des eigenen Phonemsystems ist und somit nicht einfach ersetzt werden kann. Da fremde Laute nur über Lautwandel entstehen und nicht direkt übernommen werden können, muss das Lautmaterial in der Konsequenz dementsprechend verändert werden, wobei hier die als Vorbild fungierende Variante anhaltend wirken muss. Bei der externen Motivation entscheidet also das Phoneminventar der Sprecher welcher Mechanismus, d. h. Wandel oder Substitution, angewendet werden kann (vgl. SEIDELMANN 1992, 117).

7 Auffällig ist, dass KUFNER (1962) Lautersatz nicht als eine Umstrukturierung bereits vorhandener Phoneme (Veränderung der lexikalischen Distribution) versteht, sondern als Adaption neuer Phoneme aus der Kontaktvarietät.